

chen Arbeitens einbezogen. Neben der Tatsache, dass damit jeder Mensch in seiner Ganzheitlichkeit wahrgenommen und angesprochen wird, wird der Ansatz auch einsetzbar für Zielgruppen, die nicht über eine ausreichende sprachliche und/oder kognitive Kompetenz verfügen.

Es lassen sich jedoch auch Unterschiede bzw. Notwendigkeiten der Weiterentwicklungen zwischen Biografiearbeit und Humanistischen Psychologie beschreiben:

1. Im Unterschied zur Humanistischen Psychologie, die sehr stark im „Hier und Jetzt“ arbeitet, stellt Biografiearbeit „das Erleben der Gegenwart nicht so stark in den Vordergrund, sondern versucht die Ereignisse aus einer Vergangenheit im Blick auf eine Zukunft mit Sinn zu erfassen“. Sie versucht „auf möglichst vielen zeitlichen Ebenen gleichzeitig zu arbeiten und zu lernen“. (Reich 2008: 66)
2. Humanistische Psychologie konzentriert sich stark auf inter- und intrapsychische Prozesse. Gesellschaftliche Dimensionen werden zwar immer wieder auch angesprochen, bilden aber nicht den Hauptfokus der Betrachtungsweise. An dieser Stelle bedarf das Welt- und Menschenbild der Humanistischen Psychologie eine Erweiterung in dem Sinne, dass auch Macht- und Herrschaftsstrukturen der Gesellschaft und damit auch strukturelle Ungleichheiten zwischen Menschen stärker in den Blick kommen. An dieser Stelle ist ein Rückgriff auf Überlegungen der Kritischen Theorie bzw. das Konzept der Dominanzkultur hilfreich.
3. In der Humanistischen Psychologie, wie auch in der klassischen Psychoanalyse kommen Menschen eher individuell und weniger als Teil eines Gesamtsystems (z.B. Familie, Organisation) in den Blick. An dieser Stelle stellen die im folgenden Kapitel 2.3 dargestellten Systemischen Ansätze eine Erweiterung dar.

2.3 Traditionen aus der Systemischen Familientherapie

Eine andere wichtige Tradition aus Richtung der Psychotherapie stellen Ansätze aus der systemischen Familientherapie dar. Grundannahme der unterschiedlichsten Schulen der Familientherapie ist, dass die Einbeziehung der Familie in den Therapieprozess die Effektivität einer therapeutischen Behandlung steigert, unabhängig von der Ursache einer Störung oder eines Symptoms und auch dann, wenn eine Störung als das Problem eines einzelnen Familienmitglieds angesehen wird. Zeigt ein Mitglied der Gruppe psychische oder Verhaltensauffälligkeiten, so wird der Betreffende als „Symptomträger,“ oder „Indexpatient“ für das Gesamtsystem betrachtet. Dass heißt, der Fokus richtet sich auf den Einzelnen als Teil eines Systems. Das Gesamtsystem ist dabei mehr als die Summe der einzelnen Mitglieder, d.h. es verfügt immer über eigene Dynamiken und Themen. Um dafür nur ein Beispiel zu nennen:

Eine Mutter kommt in das Jugendamt, da ihre vierzehnjährige Tochter Lena, das mittlere von drei Kindern, massive Probleme macht, mit denen sie nicht mehr klar kommt. Lena schwänzt immer wieder die Schule, geht in dieser Zeit durch Kaufhäuser, wo sie stiehlt. Sie wurde deshalb schon mehrmals von der Polizei nach Hause gebracht und ihre Lehrerin hatte schon einmal eine Heimunterbringung vorgeschlagen. Wenn die Mutter mit Lena sprechen möchte, tobt sie und ist keinem Gespräch zugänglich. Die Mutter weiß nicht mehr, was sie machen soll und der Vater ist ständig auf Montage und kommt nur am Wochenende nach Hause, so dass er keine Hilfe ist.

Aus einer systemischen Perspektive wird dieses Mädchen zunächst als Symptomträgerin eines größeren Systems – nämlich dem der Familie – betrachtet. Der erste Schritt wäre also nicht eine individuelle Therapie mit Lena durchzuführen oder eine Heimeinweisung zu verfügen. Der Hauptfokus einer Intervention wäre auch nicht die Probleme des Mädchens entwicklungspsychologisch als Pubertätsprobleme zu interpretieren, sondern die Probleme des pubertierenden Mädchens werden als Probleme des Gesamtsystems (Familie) mit Lena betrachtet. In einer systemischen Perspektive ginge es von daher darum, im Gespräch mit der ganzen Familie (Vater, Mutter, Geschwister) zu klären, auf welche Beziehungskonstellation und Beziehungsdynamiken Lenas Handeln verweist. Möglicherweise, so eine Hypothese, ist das Mädchen auffällig, um stellvertretend für die überforderte Mutter zu thematisieren, dass der Vater zu wenig zu Hause ist. Ihr Verhalten könnte dazu dienen, dass auch dem Vater deutlich wird, dass er in der Familie gebraucht wird. Oder aber die Mutter hat ganz spezifische Erwartungen an die Tochter, z.B. dass diese es einmal „besser haben soll“, als sie es hatte und die Tochter fühlt sich mit diesen Erwartungen überfordert und rebelliert. Oder aber dem Mädchen wird in dieser Geschwisterkonstellation zu wenige Aufmerksamkeit zuteil. Lena macht mit ihrem Verhalten auf sich aufmerksam und erreicht, dass die Mutter, die Lehrerin und auch die Geschwister sich mit ihr beschäftigen. Eine weitere Möglichkeit könnte nach systemischer Lesart sein, dass im sozialen Umfeld von Lena, in ihrer Klasse z.B., viel Wert auf Markenartikel gelegt wird, die in ihrer Familie aber nicht gekauft werden. Um den Anschluss an ihre Gleichaltrigengruppe nicht zu verlieren und um nicht weiter in eine Außenseiterrolle zu geraten, stiehlt Lena, um den Normierungsdruck standzuhalten usw. usf.

Derartige Hypothesen übernehmen eine Ordnungs- und Anregungsfunktion (vgl. von Schlippe/Schweitzer 1996: 117), d.h. es geht nicht darum eine „richtige“ Hypothese zu finden, sondern eine Vielfalt an Perspektiven und Möglichkeiten zu finden, die sich als nützlich für die Unterstützung des Systems erweisen. Eine Hypothese sollte dabei

„möglichst so formuliert sein, daß sie alle Mitglieder eines Problemsystems einschließt und dabei entweder *gute Absichten* mit unbeabsichtigten *negativen Folgen* oder umgekehrt das *Leiden* an einem Problem mit *posi-*

tiven Nebenwirkungen des Problems verknüpft.“ (von Schlippe/Schweitzer 1996: 118)

Wie immer auch die konkreten Hypothesen ausfallen, verlagert sich die pädagogische oder therapeutische Arbeit weg vom Symptomträger zu einer Arbeit an der Beziehung zwischen dem Elternpaar oder den Familienmitgliedern insgesamt. Die vom Symptomträger (unbewusst) gewählte Strategie kann mitunter als geradezu genialer Lösungsversuch für die im System angelegten Themen erscheinen.

Diese Perspektive, nämlich die einzelne Person als Teil eines Gesamtzusammenhanges zu sehen, stellt auch für die Biografiearbeit eine ganz wichtige Erweiterung dar. Außerdem wurden aus der systemischen Therapie mehrere Methoden in die Biografiearbeit übernommen, die deshalb im Folgenden noch ausführlicher dargestellt werden sollen.

2.3.1 Familienaufstellungen

Die Arbeit mit Familienskulpturen wurde Ende der 1960er Jahre von Virginia Satir in den USA entwickelt. In Deutschland wurde der Ansatz vor allem unter dem Begriff der Familienaufstellungen bekannt. Weiter entwickelt wurde das Verfahren dann für Organisations- oder Teamaufstellungen. Mit den verschiedenen Formen der Aufstellungen können spezifische familiäre Beziehungsmuster, wie beispielsweise Nähe und Distanz oder familiäre Hierarchien, räumlich-bildlich dargestellt werden. Diese Aufstellungen können entweder mit der Familie selbst durchgeführt werden oder aber mit Einzelnen, die aus einer Gruppe stellvertretend Personen für Familienmitglieder auswählen und im Raum aufstellen. Wird mit der Familie selbst gearbeitet, so nehmen die Familienmitglieder im Raum zueinander eine körperliche Haltung ein, die ihre Beziehungen zueinander ausdrückt. Möglichkeiten dafür sind der Abstand und die Stellung zueinander, Gestik, Mimik und Körperhaltung. Wird mit Einzelnen gearbeitet, so wählen diese aus einer Gruppe stellvertretend Personen aus, die Familienmitglieder und sich selbst repräsentieren und stellen diese so auf, wie diese ihrer Meinung nach zueinander stehen. Durch dieses Positionieren, so die der Methode zugrunde liegende These, werden in den Darstellern Gefühle und Gedanken ausgelöst, die typisch sind für die realen Beziehungen in der Familie. Alternativ können auch Gegenstände, Tierfiguren oder andere Symbole für die Aufstellung genutzt werden. Nachteil ist dann, dass diese sich – im Unterschied zu Personen – nicht über ihre subjektiven Wahrnehmungen äußern können.

Die Zielstellung der Übung kann darauf liegen, Familienkonstellationen oder unsichtbare Bindungen einfach nur transparent zu machen und besser zu verstehen (Diagnostik). Es kann aber auch an der Entwicklung von Lösungsmöglichkeiten gearbeitet werden, indem die Protagonisten beispiels-

weise aufgefordert werden, ihre Position oder Körperhaltung zu verändern und geschaut wird, wie sich das System dann insgesamt verändert.

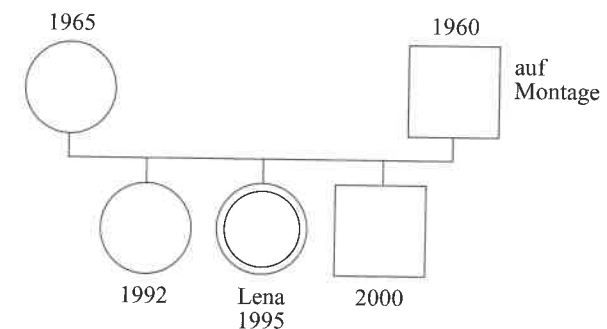
In der Biografiearbeit wird relativ häufig auf diese Aufstellungsverfahren zurückgegriffen. In der Regel steht dabei jedoch nicht die ganze Familie zur Verfügung, sondern es wird mit Einzelnen gearbeitet, die stellvertretende Aufstellungen vornehmen. Der konkrete Einsatz im Rahmen von Biografiearbeit variiert letztlich je nach Vorbildung der Leitenden, den Rahmenbedingungen und der konkreten Zielgruppe.

2.3.2 Genogrammanalysen und Mehrgenerationenperspektive

Ein weiteres häufig in der Biografiearbeit angewandtes Verfahren stellt die Arbeit mit Genogrammen dar (vgl. McGoldrick/Gerson 1995; Hildenbrand 2005). Genogramme stellen eine Möglichkeit dar in piktografischer Form Familienkonstellationen darzustellen. Im Prinzip ist ein Genogramm zunächst wie ein Stammbaum aufgebaut – allerdings werden in einem Genogramm sehr viel mehr Informationen aufgenommen, wie z. B. Krankheiten, Berufe, Beziehungen außerhalb der „offiziellen“ Familie, Scheidungen, Pflegekinder, neue Ehen u. a. Im Unterschied zu einem Stammbaum können auch getrennt lebende, zusammen lebende oder verlobte Paare dargestellt werden. Diese grafische Übersicht soll es erleichtern, wiederkehrende Muster und Themen innerhalb der Familie zu erkennen.

Genogramme bestehen aus einfachen Symbolen, die jeweils für ein Familienmitglied stehen. Die Symbole zeigen das Geschlecht (eckig – Männer, rund – Frauen) an. Über oder unter dem Symbol steht das Geburts- und ggf. das Todesdatum und der Name. Ergänzt werden können auch weitere Informationen, wie Beruf oder wichtige Krankheiten. Mit verschiedenen Linien werden dann die Beziehungen dargestellt, beispielsweise kann eine gestrichelte Linie für Liebesbeziehungen bzw. Lebensgemeinschaften stehen, eine durchgezogene Linie für eine Ehe.

Das Genogramm von Lena könnte beispielsweise so aussehen:



Genogramme wurden zunächst eher im medizinischen Bereich angewandt, um beispielsweise Erbkrankheiten oder gesundheitliche Risiken aufzeigen zu können. Dieser Einsatzbereich hat sich aber sehr schnell erweitert, nicht nur auf die Familientherapie insgesamt, sondern auch auf die Soziale Arbeit und den Wissenschaftsbereich. So gibt es inzwischen eine Vielzahl an Studien im Rahmen der Biografieforschung, die auf Genogrammanalysen zurückgreifen, um generative Zusammenhänge darzustellen, genauso wie dieses Verfahren für die Praxis der Sozialen Arbeit weiter entwickelt wurde (Hildenbrand 2005). Genogrammanalysen finden durchaus auch im Rahmen von Biografiearbeit Anwendung. So können damit beispielsweise emotionale Bindungen zwischen Familienmitgliedern und anderen Menschen aus dem sozialen Umfeld sichtbar gemacht werden. Auch ist es möglich zu untersuchen, in welcher Form bewusst oder unbewusst Traditionen und Familienthemen weitergegeben werden. An dieser Stelle muss allerdings auch vor einer allzu leichtfertigen Verwendung von Genogrammarbeit gewarnt werden. Diese Arbeit kann eine starke Intervention bedeuten, da auch bisher Unbewusstes zutage gefördert wird – oder eine andere „Schwere“ bekommt, wenn es sichtbar wird. Auch Familiengeheimnisse können deutlich werden, da z.B. Jahreszahlen nicht stimmen oder bewusster wird, dass es auch einen Vater gab, der im Erzählen „wegrutscht“ usw. Der Blick in die Familiengeschichte ermöglicht allerdings nicht nur „unsichtbare Bindungen“ ans Tageslicht zu fördern, die uns behindern und binden, sondern auch Ressourcen ans Licht zu bringen, die lange verschüttet waren und die in der Gegenwart nützlich sind (für Beispiele vgl. Gurrulat u. a. 2007).

Die Erweiterung systemischer Ansätze nicht nur auf die aktuelle Familienkonstellation, sondern auch auf den Mehrgenerationenzusammenhang (vgl. Boszormenyi-Nagy/Spark 1981) stellt eine weitere wichtige Erweiterung dar. So wurde beispielsweise vor allem aus Richtung einer psychoanalytisch ausgerichteten Familientherapie (vgl. Stierlin 1978) das Konzept der Delegation in die Diskussion eingeführt. Dieses meint, dass innerhalb von Familien bewusst und unbewusst „Aufträge“ an die nächste Generation weitergegeben werden mit denen diese sich dann in irgendeiner Weise auseinander setzen muss.

Am Beispiel des eingangs vorgestellten Mädchen Lena könnte die Erweiterung auf den Mehrgenerationenzusammenhang aufzeigen, dass im Familiensystem beispielsweise eine Struktur angelegt ist, in der immer die mittleren Kinder diejenigen sind, die „aus der Reihe tanzen“. Oder aber es könnte ein Delegationsauftrag an Lena sichtbar werden, in dem Sinne, dass sie endlich das schaffen soll, was Frauengenerationen vor ihr immer wieder verschlossen blieb, nämlich beruflicher Aufstieg und Erfolg – ein Auftrag, dem sie sich möglicherweise mit ihrem Verhalten verweigert. Möglich wäre auch, dass ein Gespräch mit der Mutter zutage fördert, dass deren Mutter (Lenas Großmutter) in der Nachkriegszeit aufgewachsen ist und damals

stehlen musste, um an Lebensmittel zu kommen, sie sich aber bis heute dafür schämt und in der Familie auch kaum davon erzählt hat.

Diese Perspektive auf den Mehrgenerationenzusammenhang und die damit verbundenen Dynamiken wurde inzwischen von der sozialwissenschaftlichen Biografieforschung aufgegriffen und empirisch belegt. So konnte dort beispielsweise aufgezeigt werden, wie Erfahrungen in der NS-Zeit und Erlebnisse des Zweiten Weltkrieges in je spezifischer Form an die nächste Generation tradiert wurden (vgl. z.B. Rosenthal 1997; Radebold u. a. 2008; Gurrulat u. a. 2007). An dieser Stelle ergeben sich auch vielfältige Anknüpfungspunkte für die Biografiearbeit, da hier aktuelle Lebenssituationen vor dem Hintergrund des Vermächtnisses aus früheren Generationen verstanden werden können.

2.3.3 Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Systemische Ansätze sind für die Biografiearbeit auf zwei Ebenen von Relevanz: Auf einer theoretischen Ebene und hinsichtlich der Entwicklung von für die Biografiearbeit relevanter Methoden:

Auf der *theoretischen Ebene* stellt die Erweiterung der Perspektive auf den systemischen Zusammenhang eine deutliche Erweiterung dar. Die Veränderung der Blickrichtung von einzelnen Personen zunächst auf die Familie, in der weiteren Entwicklung auch auf Organisationen und die Gesellschaft als Problemsystem stellt eine deutliche Erweiterung psychotherapeutischer Ansätze dar. Die Erweiterung dieser Perspektive auch noch um den Mehrgenerationenzusammenhang stellte dann eine weitere wichtige theoretische Dimension dar. Gerade letzteres kann in seiner Bedeutung für Biografiearbeit nicht hoch genug eingeschätzt werden, schließt dies doch direkt an das eingangs beschriebene historische Verständnis von Biografie an. Mit der systematischen Eröffnung des Mehrgenerationenzusammenhanges, ist es möglich nicht nur die aktuelle Familie in den Blick zu nehmen, sondern die aktuelle Konstellation auch als Ausdruck des Wirkens bereits verstorbener Generationen zu verstehen. Dass dabei notwendigerweise auch Zeitgeschichte in den Blick kommen muss, versteht sich von selbst und ist für Biografiearbeit ein ganz wesentlicher Ansatz.

Hinsichtlich *methodischer Einflüsse* auf die Biografiearbeit sind vor allem spezifische in der systemischen Therapie entwickelte Methoden zu nennen, wie die der Familienskulptur, der Familienaufstellung oder der Genogrammanalyse. Diese Verfahren sind heute auch aus der Biografiearbeit kaum noch wegzudenken.

Das, was kritisch an systemischen Ansätzen angemerkt werden kann, stellt gleichzeitig auch eine Stärke dar. So ist es ein Vorteil systemischer Ansätze Ressourcen und Kompetenzen innerhalb von Systemen in den Blick zu nehmen. Gleichzeitig lässt sich in der Weiterentwicklung dieses Ansatzes

z.B. in Form der lösungsorientierten Kurzzeittherapie aber auch die Tendenz beobachten, möglicherweise zu schnell kurzfristige „Lösungen“ für aktuelle Probleme finden zu wollen, die der Komplexität von Biografien nicht immer gerecht werden.

2.4 Traditionen aus der Biografieforschung

Während die in den letzten drei Kapiteln dargestellten Ansätze psychotherapeutische Wurzeln der Biografiearbeit repräsentieren, entwickelte sich die Biografieforschung in der Erziehungs- und Sozialwissenschaft. Die Schwerpunkte der Biografieforschung liegen zum einen in der Soziologie – hier wurden vor allem die verschiedenen Methoden der Biografieforschung entwickelt. Zum anderen wurde dieser Ansatz innerhalb der Erziehungswissenschaft stark aufgegriffen und weiter entwickelt, indem darauf hingewiesen wurde, dass mit Biografien Lernprozesse erfasst und initiiert werden können (vgl. Schulz 1996; Schulze 1993, 1999). Im Folgenden sollen die Aspekte der Biografieforschung ausgeführt werden, die direkten Einfluss auf die Methodenentwicklung der Biografiearbeit genommen haben.

2.4.1 Textsorten

Eine wesentliche theoretische Grundlage stellen die so genannten Textsorten dar. Wenn im Rahmen der Biografieforschung von „erzählen“ gesprochen wird, dann ist damit keinesfalls das gemeint, was wir umgangssprachlich mit „erzähl doch mal“ meinen, denn nicht alles, was „erzählt“ wird, ist tatsächlich eine Erzählung. Der Begriff der Erzählung steht vielmehr nur für eine ganz spezielle Textsorte. In der Biografieforschung werden im Wesentlichen drei Textsorten unterschieden: Erzählungen, Argumentationen und Beschreibungen.

Erzählungen

Erzählungen „referieren auf zurückliegende singuläre Ereignisabfolgen. [...] die in einer Beziehung zeitlicher oder kausaler Aufeinanderfolge zu einander stehen.“ (Rosenthal 1995: 240). Anders gesagt: Bei Erzählungen handelt es sich immer um ganz konkrete und einmalige Situationen und diese Situationen werden so erzählt, dass die Abfolge und der Zusammenhang der verschiedenen Ereignisse deutlich wird. In den Erzählungen gehen die Biografinnen in die Perspektive des „Damals“, d.h. die konkrete Situation wird einfach nur erzählt und es werden damit keine Deutungen verbunden. In gewissem Sinne überlassen die Erzählenden die Deutungen dieser Situation den Zuhörenden und geben keinerlei Regieanweisung dazu, wie diese Situation zu verstehen ist.

Argumentationen

Argumentationen sind demgegenüber „theoriehaltige Textelemente“ (Rosenthal 1995: 240). Dass heißt in Form einer Argumentation teilen uns die Erzählenden ihre eigene Deutung der Welt mit. Im Unterschied zur Erzählung wird hier die Deutung nicht den Zuhörenden überlassen, sondern Argumentationen sind eine Art von „Regieanweisung“ im Sinne von: „So und nicht anders ist mein Leben zu verstehen“ oder: „Ich bin so geworden, weil ...“ Während wir in einer Erzählung Hinweise auf das *damalige* Erleben bekommen, sind Argumentationen immer Selbstdeutungen aus der *Heute*-Perspektive.

Betrachten wir zunächst diese beiden Textsorten und die damit implizierten Unterschiede am konkreten Beispiel eines Interviews mit Frau K. Weil ihre Mutter nicht in der Lage war, für ihre Kinder zu sorgen, verlebte Frau K. zusammen mit ihrer Schwester, einen Teil ihrer Kindheit in einem katholischen Kinderheim. Im Interview berichtet sie über ihre Zeit im Kinderheim:

„[...] das Leben lief für mich relativ normal. Ich war dort [katholisches Kinderheim] gerne gewesen. Ich hab mich dort wohl gefühlt ((holt tief Atem)) wir waren eine Gruppe von vier Leuten und die Erzieherin, die für uns zuständig war, war schon so was wie eine Ersatzmutter für uns. Also ich kann nicht das bestätigen was immer in der Wissenschaft gesagt wird, dass Heim schädigend sein kann für die Persönlichkeit. Also ich muss eher das Gegenteil sagen ich hab mich dort wirklich sehr wohl und geborgen gefühlt ((holt tief Atem)) und mir hat das gereicht, hin und wieder am Wochenende zu Hause zu sein.“

Die Aussage dieser Passage ist relativ klar: Ich bin gerne im Heim gewesen und habe mich dort wohl und geborgen gefühlt. Textstrukturell handelt es sich hier um eine Argumentation. Dass heißt Frau K. erzählt uns nicht konkrete Situationen, die sie im Heim erlebt hat, sondern lediglich die Deutung sich dort wohl gefühlt zu haben. Diese Deutung resultiert aus ihrer Heute-Perspektive als erwachsene Frau in der Retrospektive auf die Zeit im Heim. Mit ihrem ganzen heutigen Wissen und ihrer Einschätzung über die damalige Situation kommt sie zu der Schlussfolgerung, dass die Entscheidung, sie damals in ein katholisches Heim zu geben, richtig war. In diesem Sinne „erreicht“ die Erzählerin, dass wir als Zuhörende ihren heutigen Selbstdeutungen über diese Zeit folgen. Diese Perspektive wird im gesamten Interview auf vielen Seiten wiederholt und verändert sich nur an einer einzigen Stelle. Betrachten wir diese Stelle:

„[...] dass wir da in dieses katholische Heim kamen ((raucht)) und da muss ich mal sagen das war wirklich unser Glück, dass wir da hinkamen. [← **Argumentation / Erzählung** →] Und daran kann ich mich auch noch erinnern, dass wir da hingenommen sind und da war ein Riesenschäferhund, ich totale Angst hatte (Pause) und als meine Mutter gegangen ist, dass wir da schrecklich geheult haben und dass wir uns so wie ausgesetzt vorkamen [...].“